



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

reiche Ausbeute zurück, aber eine immer mehr sich ausbreitende Krankheit hemmte seine Wirksamkeit, bis sie ihn endlich im Jahre 1851 wegraffte. — Der gegenwärtig gesammelte Nachtrag enthält Briefe aus der Reise nach Italien, Gedichte, verschiedene kunstgeschichtliche Abhandlungen und zwei Bände Geschichte der griechischen Plastik, aus den Collegienheften Feuerbachs von Hermann Götter zusammengestellt. Dieses letztere Werk ist sehr interessant. Es ist nicht nur für Studierende ein nützlicher, von vollendeter Bildung getragener Leitfaden, sondern es gibt auch durch seine einzelnen Forschungen, durch eine gute Gruppierung des Stoffes, durch geistvolle Begriffsbestimmungen und durch erweiterte Kritik Anregung, die weit über dieses bescheidene Ziel hinausgehen, und die uns bedauern lassen, daß es ihm nicht vergönnt war, diese Skizzen zu einem selbstständigen Abschluß und zur Vollendung zu bringen. Doch hat der Herausgeber mit großer Einsicht und Pietät das Seinige gethan, um diesen Mangel weniger fühlbar zu machen, und es ist ihm gelungen, ein für alle Freunde der Kunst interessantes Werk daraus zu gestalten.

Wir fügen zu dieser Anzeige noch eine zweite, die sich auf einen ähnlichen Stoff bezieht, nämlich die dritte und vierte Lieferung der kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte, von Franz Kugler (Stuttgart, Ebner und Seubert.) Wenn auch diese einzelnen Recensionen des berühmten Verfassers nur durch den gleichartigen Gegenstand, nicht durch die ebenmäßige Verarbeitung miteinander zusammenhängen, so ist doch das Unternehmen der Sammlung durch die Bedeutung des Einzelnen vollkommen gerechtfertigt, wenn es auch erst durch den zu erwartenden Index seine vollständige praktische Brauchbarkeit erhalten wird, da der Sache nach seine Bestimmung vorzugsweise auf Nachschlagen berechnet ist.

W o c h e n b e r i c h t.

Pariser Brief. — Wie fühlte ich mich glücklich, Paris auf einige Wochen den Rücken lehnen zu dürfen, der Polizei und dem täglichen Zapfenstreich, den Börsenschlachten zu entfliehen und noch obendrein die Hoffnung, die orientalische Frage, diese egyptische Plage, in der Diplomatie selig entschlafen zu finden — das ist kein geringer Gewinn. Wie habe ich mich getäuscht; nicht nur die Polizei und der Zapfenstreich, auch die orientalische Frage tritt mir gesunder denn je entgegen, und wo man sie sieht, wo man sie hört, hüben und drüben. Der Orient ist noch immer der Mittelpunkt aller Interessen, selbst Verons bürgerliche Memoiren und Dumas göttliche Aufschneiderei sind unvermögend, unsere Aufmerksamkeit ernstlich in Anspruch zu nehmen.

Eine Antwort hat diese indirecte Frage zwar noch nicht gefunden, allein die Diplomatie hat während meiner Abwesenheit eine derbe Lection erhalten. Die Kriegserklärung der Pforte ist eins jener Ereignisse, welche beweisen, wie in dem Schachspiele, bei den Regierungen die Philidors sind und Nationen die Schachfiguren, auch noch an-

dere Umstände einwirken als Geschicklichkeit und Muth selbst in despotisch regierten Staaten. Und mit dieser Kriegserklärung hat die ganze Frage eine andere Gestalt bekommen. Die Eile, mit welcher Oestreich seine Vorliebe für die Neutralität an den Tag legt, beweisen es genügend.

Der Krieg ist jetzt fast unvermeidlich. Die Pforte muß mit Rußland übereinander kommen. Die Nachgiebigkeit Englands und Frankreichs hat es dahin gebracht. Rußland hat zu sehr auf die Neigungen und die Macht der westlichen Diplomatie gerechnet, es kann, ohne sich dem nachhaltendsten Grolle seiner Armee auszusetzen, nicht mehr zurücktreten. England ist durch die öffentliche Meinung gezwungen, seine unbegreifliche Haltung wieder gut zu machen und die französische Regierung sieht jetzt vielleicht mit Schrecken, daß man sie in die Lage setzt, Wort zu halten. Die beiden Parteien, welche im Rathe des Kaisers das Wort führen, haben die Waffen aus den Händen geworfen und sind einander hart an den Leib gerückt. Wird die diplomatische oder die Kriegspartei siegen? Das wird die Art und Weise, wie die östreichische Neutralitätserklärung hier aufgenommen ist, an den Tag bringen. Dulden die beiden westlichen Mächte, daß Oestreich seine Hand aus dem Spiele lasse, dann hoffen sie augenscheinlich den Sieg an der untern Donau zu begrenzen und ihre Rüstungen haben keine andere Bedeutung, als das Bestreben, der Pforte wie Rußland Halt zuzurufen, so wie sich die beiden Gegner nur den Arm gerigt haben. Zwingen sie hingegen Oestreich sowol als Preußen, sich für oder gegen Rußland zu erklären, dann ist es mit dem Kriege ernst und der vorzüglichste Schauplatz desselben in Italien und am Rhein.

Man darf nicht die Persönlichkeit vergessen, welche über Frankreichs Schicksal zu entscheiden hat. Louis Napoleon mochte den Frieden wollen, er hatte gehofft, sich im Schoße des Friedens und durch die rastlose Thätigkeit, die er zur Beschwichtigung und Beschäftigung des Volkes in Frankreich an den Tag gelegt, fest genug zu setzen, um die Ausführung seiner ferneren Pläne, die Wiederaufnahme der kaiserlichen Traditionen auf eine fernere Zeit zu vertagen. Seit Unregung der orientalischen Frage hat sich auch dies geändert. Das Land hat durch die Stockung der Geschäfte, durch die Theuerung, durch die Finanzmanipulation und durch die Vorbereitungen zum Kriege so viel schon gelitten, daß es dem Kaiser schwer fallen mag, die Solidirung dieser Differenzen dem Lande aufzuerlegen, ohne Anderes dagegen aufweisen zu können als einen mageren Vergleich zwischen der Türkei und Rußland, als eine Zurückführung auf den Statusquo. Die Regierung hat ferner Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß trotz aller Avancen an die materiellen Wünsche der Massen das gegenwärtige Regiment doch nicht populär werden will. Der Kaiser und viele seiner stimmgebenden Rätthe fühlen, daß sie sich das Land, da sie ihm die Freiheit nicht geben können, durch eine nationale Erschütterung allein aus der feindlichen Apathie und ironischen Gleichgültigkeit zu reißen vermögen. Hierzu tritt noch ein anderer Umstand. Die Kinderlosigkeit des Kaisers und die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, daß diese andauernd sein könnte, geben dem Prinzen Napoleon Bonaparte ein Gewicht in den Augen der hervorragenden Anhänger Louis Bonapartes, das er früher nicht gehabt, und Napoleon Bonaparte ist entschieden für den Krieg. Er haßt Oestreich, er haßt Rußland und begreift, daß, soll er die einmal angenommene Erbschaft des zweiten December ohne dringendste Gefahr antreten können,

der Bonapartismus Gelegenheit haben muß, die Makel abzuwaschen, die seit dem Staatsstreich an ihm klebt. Es heißt aber der französischen Anschauungsweise nicht zu viel zumuthen, wenn von einem Kriege im Sinne der napoleonischen Propagandamacherei völlige Absolution erwartet wird. Was den Kaiser bisher abgehalten, das ist die Furcht seiner reactionären Bundesgenossenschaft, ein Krieg müsse zugleich die europäische Revolution bedeuten und zugleich die Unmöglichkeit mit der Revolution sich ernstlich zu verbünden. Diese Furcht ist jetzt geringer, weil man hier überzeugt ist, daß nach dem österreichischen Regime eine Umgestaltung Italiens unter dem Drucke einer französischen Armee noch immer als Rettung von diesem Lande angesehen werden würde. Der Kaiser hielt es für möglich, im Auslande ebenso zu regieren und umzugestalten wie im Inlande, durch eine Revolution, durch das allgemeine Stimmrecht zu demselben Resultate zu kommen, wie im Innern. Er hofft in Italien wie auch in Deutschland Regierungen zu finden, mit deren Hilfe die Reorganisation der europäischen Verhältnisse durchzusetzen wäre. Und sollen die etwaigen Endabsichten des französischen Ehrgeizes ihren Ausdruck finden, so wäre dies die Eroberung Belgiens und die Gewinnung Savoyens. Wenn es also auch jetzt nicht zum allgemeinen Losschlagen kommt, im nächsten Frühjahr können wir darauf rechnen, eine Veranlassung entstehen zu sehen, welche uns endlich des Pudels Kern zeigt. Vielleicht ist der Feldzugsplan schon entworfen — vielleicht sieht sich Canrobert schon mit 20,000 Mann in der Schweiz, vielleicht träumt sich Maguau schon im Departement du Var mit andern 20,000 Mann und sieht sich der Neffe und Nachfolger Napoleons an der Spitze von hunderttausend Mann am Rhein.

Zu gewinnen ist viel — zu rächen nicht wenig und zu schützen Alles. Zu verlieren weniger als die Demokratie glauben mag. Was ich Ihnen da schreibe, wird Ihnen vielleicht als müßige Conjecturalpolitik erscheinen, doch hoffe ich, daß Sie sich erinnern werden, daß dies sonst nicht meine Art ist, und daß ich nicht gewagte Vermuthungen anzustellen pflege. Ich mag mich täuschen, allein es geschieht hier vieles was mich zu meinen Voraussetzungen berechtigt. Sie werden mir auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich seit lange darauf aufmerksam gemacht, wie die continentalen Regierungen von ihrem Standpunkte aus eine ganz verkehrte Politik dem Kaiser gegenüber beobachteten. Die Zukunft wird auch lehren, ob mein von Ihnen zurückgewiesener Tadel der belgisch-österreichischen Heirath gegründet gewesen oder nicht.

Die Politik soll uns nicht so ausschließlich in Anspruch nehmen, daß wir nicht auch den Bekenntnissen Veron's einige Worte gönnten. Ich gestehe es, ich habe dieses Buch in die Hand genommen, mit der Ueberzeugung, sehr interessante und intime Aufschlüsse über die Persönlichkeiten der letzten vier Decennien zu finden. Ich habe mich getäuscht. Die Memoiren Veron's haben ihren Ursprung blos in der Selbstüberschätzung eines literarisch-politischen Handlangers und in der Zeitfrankheit der Büchermacherei. Veron hat wol zu einem Bruststeige ein eigenes Recept gefunden, in seinen Memoiren folgt er dem allgemeinen französischen Küchenrecepte unserer Büchermacher. Es genügt ihm, daß er, auf einem Ecksteine stehend, eine Revolution an sich vorüberziehen sieht, um sich als Helden derselben zu betrachten und die Schilderung derselben als unerläßlichen Bestandtheil seiner Erlebnisse anzusehen. Ob dasselbe schon hundert und aber

hundertmal geschrieben und gesagt worden, das kümmert ihn nicht, die Hauptsache ist, ein Paar Kapitel mehr zu bekommen. So lesen wir ein Stück Geschichte des Kaiserreichs, eine kurze Geschichte der Rückkehr der Bourbonen. So finden wir noch die Literatur und Kunstgeschichte unter dem Kaiserreich und zu Anfang der Restauration, wie sie jeder kennt, und wenn uns nicht der eigenthümliche spießbürgerlich barocke Stil und ein ziemliches Quantum nicht allgemein bekannter Anekdoten mit unterliefen, wir glaubten, Veron habe außer den citirten Büchern und Broschüren noch verschiedene andere abgeschrieben. Das erste Kapitel hingegen ist nicht veronisch. Dasselbe soll eine gedrängte Schilderung seiner Artikel geben, und es wird dem Leser so recht der Mund wässrig gemacht, durch Mittheilung von Briefen von Balzac, Georg Sand, Dumas, Sue, Thiers und Louis Napoleon. — Natürlich sind alle diese Autographen mehr oder weniger eine Huldigung für das große Genie, das bescheiden genug ist, noch mehr auf sein Glück stolz zu sein. Die Geschichte Guizot's wird uns erzählt im Tone des Panegyrikers, was wohl eine indirecte Rache gegen Thiers ist, und wir können nicht im Zweifel darüber sein, da Veron uns selbst belehrt, daß einen Staatsmann nichts so sehr quäle, als das dem Nebenbuhler und Gegner gespendete Lob. Was uns über die Musiker gesagt wird, verdient keiner Erwähnung, es wäre denn die, daß der gute Doctor verspricht, bei der Geschichte seiner Operndirection ausführlicher und interessanter zu werden. Originell ist das Kapitel, in welchem uns der offenherzige Apotheker seine Spielsünden berichtet, und bei dieser Gelegenheit erfahren wir aufs genaueste, wie es in den Spielhäusern unter dem Kaiserreich und der Restauration hergegangen ist. Veron will ein warnendes Beispiel für die Jugend aufstellen; er ist von eindringlicher Moral, wie es sich für den ehemaligen Constitutionell schickt, und er spricht sich auch gegen die Wiedereinführung der öffentlichen Spielhäuser aus. Dies wird wol die bösen Zungen verstummen machen, die bisher behaupteten, das Mitglied des gesetzgebenden Körpers habe sich zum Pachter der Spielbanken angeboten, falls diese wieder erlaubt würden. Das letzte Kapitel handelt von der Medizin des neunzehnten Jahrhunderts, enthält aber bloß einige langweilige Portraits verschiedener Professoren und Aerzte, eine trockne Aufzählung der Aerzte, die in Frankreich auch sonst eine Rolle gespielt haben. Er spricht auch von der Hygienik und sagt hier viel Vernünftiges neben Lappischem und schließt endlich mit einer Kunst alt zu werden, die darin besteht, alt geworden zu sein, denn wir haben nur so viel daraus entnehmen können, daß von den alten Personen, die Veron kannte, es jede auf ihre eigene Weise geworden. Die Hauptmaxime ist, wenn man einmal alt geworden, nichts an seinen Gewohnheiten zu ändern. Gegen das Tabakrauchen steht sich Veron zu einer sehr warmen Philippica veranlaßt. So wie das Buch ist, liest es sich nicht ohne Interesse, und die charakteristische oft ganz zusammenhanglose Weise des Doctors, seine naive Selbstgefälligkeit, mit welcher er einen groben Gemeinplatz ausspricht, die Gewissenhaftigkeit, mit der er jede Anekdote controliert, die ihm zu Ohren gekommen, von oder über die Mars, Talma, Cherubini, Meyerbeer, Halévy, Auber, Dupuytren, Larrey, Thiers, Napoleon u. s. w. Das alles gibt diesem ersten Bande Interesse genug es zu Ende zu bringen und wir glauben, daß die spätern Bände Neueres und Amerkennswertheres enthalten werden. Die Coullissen der

großen Oper sind kein schlechter Standpunkt manches zu sehen, und die langjährige Verbindung mit den vorzüglichsten Schriftstellern, Künstlern und Staatsmännern müssen dem Exdirector des Constitutionel, der jedes Papier sorgfältig aufgehoben, jede Anekdote, jedes Witzwort in sein Buch geschrieben, Gelegenheit geben zu dankenswerthen Mittheilungen.

Mus Berlin, 11. October. — Elise Schmidts Macchiavelli, den wir gestern Abend im Schauspielhause an uns vorübergehen sahen, ist eine so unerhörte Travestie der Wahrheit, daß, wer ihr einen Abend geopfert hat, nicht umhin kann, gegen eine solche Umkehrung aller historischen Voraussetzungen zu protestiren. Die Verfasserin hat von Shakespeares chronologischen Ungenauigkeiten gehört und ist fest überzeugt, sie dürfe nur aus dem Conversationslexikon einen beliebigen leuchtenden Namen herausgreifen und damit anfangen was sie wolle. Shakespeare hat aber doch nicht die Schlacht von Azincourt unter König Johann schlagen lassen, und er dachte nicht daran, Richard III. zu dem sorgsamem Erzieher und Protector der Kinder Eduards IV. zu machen. Hätte Shakespeare einen Macchiavelli geschrieben, es wäre ihm nicht eingefallen, den Freund Cäsar Borgias, der später gegen die Medicis conspirirte und von ihnen gefoltert, abgesetzt und fortgejagt wurde, gegen Borgia mit den Medicis und für sie intriguire zu lassen. Bei Shakespeare würde vielleicht die spätere Apostasie Macchiavells zu Gunsten der Medicis ein an Combinationen reiches Moment geboten haben, aber der Dichter hätte um keinen Preis zugegeben, daß der gefangene Schriftsteller das Buch, in das die Phantasie der Verfasserin Macchiavelli seinen ganzen Seelenhaß gegen den schrecklichen Bastard pressen läßt, unter Phrasengeklirr und patriotischen Floskeln im Sinne und im Interesse des Borgia widerrufen und umstempeln konnte. Er hätte endlich noch weniger das Schicksal dieses Buches, des „Fürsten“, an die Geschichte des Mannes geknüpft, der längst verfault und von den Würmern zerfressen war, als das Buch, in der Stille des Exils, wer weiß in welcher fieberhaft ambitionösen Absicht geschrieben und Lorenzo di Piero de Medici gewidmet wurde.

„So poetisch erscheint dem großen, die Tiefen des Lebens mehr als je ein Sterblicher in Poesie übertragenden Dichter die Geschichte, daß sie ihm, je wahrer sie ist, je weniger seines Schmuckes zu bedürfen scheint, und nur die Poesie hält er für würdig die Geschichte zu behandeln, die ihre Zwecke zu erreichen weiß, indem sie die Begebenheit nur abzuschreiben scheint. Wie die größten Historiker des Alterthums die Andern ihrer Werke von poetischen Säften schwellen ließen, ohne daß sie darum aufhörten, Geschichte zu sein, so sind Shakespeares Schauspiele voll von Geschichte, ohne weniger Poesie zu sein.“

Es bedarf nach diesen Worten Lobecks in einem trefflichen Aufsatz über die Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie kaum noch der Erinnerung an den Eindruck, den Shakespeares vereinzelt Abweichungen von der Tradition auf Niebuhr gemacht, bei dem, wie er bekennt, die Natur der von dem Dichter vorgeführten Personen und ihre Schicksale sich von Jugend auf so tief und mächtig eingepägt hatten, daß die vermeintliche Erfindung unbeschadet der historischen Wahrheit über die Ergebnisse der Forschung in der Vorstellung die Oberhand behielt.

Von jener inneren Treue, die sich zum Ziel setzt, das Mark der Begebenheit zu erfassen und die Idee vermöge ihrer wirklichen Erscheinung zur Anschauung zu bringen, ist aber bei diesem Macchiavelli nichts zu entdecken. Der Titel ist eine reine Reclame, danach angethan, harmlose Spaziergänger ins Theater zu locken und ihnen die Mißgeschicklicher Denkungsart in ein Gefühl zu verwandeln, das zwischen Langeweile und Erstaunen umhergeworfen wird. Man denke sich einen Theaterzettel: „Friedrich der Große“ überschrieben und drinnen auf der Bühne statt des Königs, dessen Leben fast die ganze preussische Geschichte umfaßt, irgend einen deutschen Duodezfürsten, einen kläglichen Apanageprinzen, als Hendrichs ausgestopft und mit höchst trivialen Exclamationen im Munde! Wenn an einem Schaufenster unter den Linden irgend ein weiblicher Kupferstich den Namen Pamela oder Arabella oder Louisa trägt, so ist nichts dagegen einzuwenden. Unerträglich aber erschien der schlechte Spaß, der ein verzerrtes, mit dicken, plumpen Fingern versehenes Frauenbild Marie Antoinette, die die schönsten Hände der Welt hatte, zeichnen möchte, oder einem ätherisch schwindelichtigen Keepsake-gesicht die Etiquette Katharinas II., dieser greatest of all sovereigns and W. . . . s, um mit Byron zu reden, aufheften würde.

Macchiavelli also hat als Gesandter der Republik Florenz bei Cäsar Borgia (in der Geschichte 1502) seinen „Fürsten“ (geschrieben nach 1513) als eine furchtbare Satyre gegen Borgia (umgekommen 1507!) geschleudert. Er ist übrigens weder conservativ, noch Republikaner, denn er beleidigt nacheinander die Borgias und die Florentiner Demokraten durch unpolitische Redensarten, die er ihnen in ganz überflüssiger Weise an den Kopf wirft. Zu gleicher Zeit beherbergt er heimlich den jungen Lorenzo von Medicis, den darauf Borgias erzdumme Polizei, obgleich sie von seiner Anwesenheit unterrichtet ist, entwischen läßt. Der Polizeiminister Don Ramiro spürt auch vergebens nach der Urschrift des „Fürsten“ umher. Macchiavelli hat sie nämlich in der Tasche und es kommt der Polizei nicht in den Sinn, bei dem Gesandten, den sie gleich verhaften wird, rechtzeitig eine Haussuchung zu halten. Borgia ist außer sich über das Verschwinden des Buches. Dasselbe ist unter Bürgern und Bauern zwar schon vielfach verbreitet, aber, um Macchiavelli zu verderben, bedarf Borgia, bedarf Cäsar Borgia des Originals! Nicht einmal der diplomatische Charakter Macchiavellis rechtfertigt dies durchaus unwahrscheinliche Motiv, von dem fast drei Acte ihre Nahrung ziehen. Wir erinnern uns aus Alfred von Neumonts Beiträgen zur italienischen Geschichte, daß noch im Jahre 1526 Messer Paolo von Arezzo, welchen Clemens VII. mit Aufträgen nach Frankreich und Spanien sandte, von Franz I. mit beinahe offener Gewalt festgehalten ward. Sowenig wurden die völkerrechtlichen Bestimmungen geachtet. Und wer denkt nicht unwillkürlich an den doppelten Meuchelmord, der den Schluß des Rastatter Congresses gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts besetzte. Cäsar Borgia jedoch, der rücksichtsloseste Verbrecher und Politiker, den die Geschichte kennt, spielt Versteckens mit Macchiavellis Buch und Handschrift!

Unterdeß läßt er den Verfasser in den Kerker werfen, erhält das Buch durch des Gesandten undvorsichtige bethörte Frau, besinnt sich dann auf einmal eines andern und statt Macchiavelli, wie er gedroht, zu zertreten, erpreßt er durch die einfache und einmalige Androhung ewiger Haft den schon oben gewürdigten Widerruf.

Jetzt mordet Borgia, mit dem Fürsten als einer Art Handbuch des Todtschlags vor Augen, darauf los. Die Orsinis werden inmitten eines Balles und der gröblichsthen Theatercoups niedergemetzelt. Dabei läuft der freigelassene und unzufriedene Macchiavelli ungehindert am Hofe umher. Borgia will eine Proclamation aus seiner Feder an das Volk und spart deswegen den mittelalterlichen Geng für den Dolch oder den Giftbecher noch auf.

Da soll Cäsar als König der Romagna gekrönt werden. Im Thronsaal aber revolutionirt Macchiavelli das Volk mit der Nachricht, daß im Nebenzimmer die Orsinis erschlagen worden und das vergossene Blut gegen den Tyrannen zeugen werde. Borgia's Haushofmeister hatte also seit der Ballnacht jene Mordstelle in demselben scheußlichen Zustande gelassen und die drei oder vier Orsinis, darunter ein feister Lebemann mit einer Faltstaffimie, sind mitten im Ball, dicht neben dem Tanzsaal, nach hartem Widerstand (der Zuschauer hört das Degengeklirr) elendiglich umgekommen und verschwunden, ohne daß eine Spur davon unter das für Borgia begeisterte Volk gedrungen! Nun steht es auf. Lorenzo von Medicis, der unterdeß in Florenz (geschichtlich mindestens zehn Jahr zu früh) zur Herrschaft gelangt war, erscheint, wirft Borgia ins Gefängniß und verbannt seinen treuen Erzieher und Anhänger Macchiavelli — weil die edle, Macchiavelli schwärmerisch anbetende und sich jetzt erstechende Lucrezia Borgia den vergeblich Geliebten eine Schlange im Paradiese genannt hat und weil der also Beschimpfte im Angedenken seines Widerrufs eingesteht, daß er die bedenkliche Kritik wohl verdient haben möge. Ihn begleiten ins Exil die Freundschaft Lorenzo von Medicis und seine geliebte Gattin Marietta, mit der Macchiavelli die einzig erträgliche und poetischer Momente nicht ganz ledige Liebescene des zweiten Actes aufgeführt hatte.

Dieses unglaubliche Marionetten- und Puppenspiel hat die Verfasserin eine Tragödie genannt, wahrscheinlich, weil die gute Seele Lucrezia und der heimlich von Gewissensbissen gepeinigete und überhaupt verkaante Cesar Borgia gestürzt werden, weil der engelgleiche Lorenzo von Medicis den Sieg davon trägt und der Justemilieupolitiker Macchiavelli mit seiner schönen jungen Frau (Fräulein Lina Fuhr ist in der That eine liebliche Erscheinung) und mit Livius poetischen Geschichten auf einer Villa in der Nähe von Florenz leben muß.

Nachtrag der Redaction. — Es ist eigentlich gegen unsere Sitte, die ästhetische Kritik über neue Dramen unsern geehrten Correspondenten zu überlassen. Allein wir sind dazu genöthigt. In früherer Zeit beieferte sich das Leipziger Theater, alle Neuigkeiten von Bedeutung zuerst zu bringen; ja es gab eine, freilich nur sehr kurze Zeit, wo es sie besser gab, als irgend eine deutsche Bühne, die berliner nicht ausgenommen. Jetzt fällt es ihm nicht ein, sich um neue Stücke zu kümmern. Der Erbförster und die Maffabäer von Ludwig, Antonio und Perez, und der Königsleutnant von Gutzkow, Michel Angelo und Agnes Bernauer von Hebbel, Oldenbarneveldt von Dingelstedt, der Genius und die Gesellschaft von Elise Schmidt Reginald Armstrong von A. Meißner, u. s. w., das alles ist für Leipzig nicht vorhanden. Man wird sagen, daß die Kräfte fehlen. Aber man giebt ja Schiller'sche Stücke!! man giebt ja den Faust!! Und gerade die Stadttheater haben den Be-

rus, in dergleichen Dingen voran zu gehen, weil sie weniger mit äußeren Hindernissen zu kämpfen haben. Die Kritik mag noch soviel an jenen Versuchen auszusetzen haben, sie gehen doch immer von unsern ersten Kräften aus, und das Publicum hat das Recht, zu verlangen, daß man ihm Gelegenheit zu einem selbstständigen Urtheil verschaffe. — Was die obige Kritik betrifft, so müssen wir bemerken, daß uns, abgesehen von dem absoluten Kunsturtheil, der relative Werth dieses Stückes im Verhältniß zu ähnlichen noch nicht ganz klar geworden ist. „Der Genius und die Gesellschaft“ war unzweifelhaft ein verfehltes Stück, aber ebenso unzweifelhaft sprach sich ein nicht gemeines Talent darin aus.

Berlin, 13. October. — Preußens Politik läßt sich ganz richtig und genügend in zwei Rathschläge zusammenfassen: Nehmt Euch nach Außen vor Rußland und im Innern vor der Partei Gerlach-Stahl in Acht! Wir meinen, wohlverstanden, die Politik wie sie sein sollte, das Ideal der Politik. Es war daher kein geringes Ereigniß, als es hieß, der König gehe nach Warschau. Gesteigert wurde die Sensation durch den russischen Gegenbesuch in Potsdam. Aber die Freude der russischen Partei, wenn anders eine solche bei uns existirt, war von kurzer Dauer. Nicht nur die halb-offiziellen Journale, sondern die „bestunterrichteten Leute“ versichern, daß von einem Vertrage, einer Coalition, einem activen Verlassen der Neutralitätspolitik auf Seiten Preußens nicht im entferntesten die Rede sei. Es giebt freilich eine Geschichte und eine Politik außerhalb der Uebereinkommen, Staatsdocumente und Verträge. Im Privatleben wie in den öffentlichen Angelegenheiten brauchen Freundschaften, Verbindungen und gegenseitige Hülfsleistungen nicht immer verabredet und in contractliche Formen ausgeprägt zu werden. Wir wären daher jeder Besorgniß über eine leise Schwankung unseres Systems, das nur in der inneren Restauration eine gewisse Consequenz gezeigt hat, noch nicht enthoben. Dazu kommt, daß wie in früheren und in nicht minder bedeutungsvollen Zeiten in den ministeriellen Kundgebungen sehr wohl ein Mißverständnis walten könnte. In einer allgemeinen europäischen Erschütterung, inmitten eines europäischen Krieges, wird Preußen bis auf's äußerste neutral bleiben: daran zweifelt Niemand. Wir glauben noch weniger, daß ein partieller und localer Kampf Preußen veranlassen dürfte, seine Truppen an den Balkan oder seine Flotten in den Bosphorus zu schicken. Wie jedoch verhält es sich mit der in diesem Moment noch immer so hochwichtigen diplomatischen Stellung? Ist diese nach den Zusammenkünften der Monarchen noch immer ganz dieselbe, wie vor denselben? Lauten die Depeschen an die preussischen Gesandten im Auslande noch immer so zurückhaltend, abwehrend, neutral, ja über Rußlands Hartnäckigkeit bekümmert, wie sie in Paris und London, wie sie während des Sommers in einem Grade gelautet haben, der Nesselrode's Verwunderung und Tadel in seinen Unterredungen mit dem preussischen Bevollmächtigten in St. Petersburg hervorrief? Wir wollen es hoffen und glauben, läsen aber gern eine entschiedene, unbestreitbare ministerielle Versicherung, dahin gehend, daß nicht nur in einem Kriegsfall, an den man in den oberen Regionen, wo die Ereignisse so oft mit den Berechnungen durchgehen, vielleicht nicht glauben mag — sondern auch in den diplomatischen Unterhandlungen, die voraussichtlich während des Winters wieder eine große

Rolle spielen werden, Preußen unwandelbar mindestens neutral, kühl gegen Rußland, nicht beirrt durch falsche, heuchlerisch conservative Tendenzen, in unabhängiger Selbstbestimmung sprechen und handeln werde! Das wäre populäre Politik und geeignet, jeden böswilligen Zweifel zu lähmen. Die Versicherung müßte natürlich in beglaubigter Weise, nicht durch irgend eine discreditierte und zehnmal verleugnete Offizin erfolgen. Man könnte ja wohl eine neuere Depesche in irgend einem passenden Moment veröffentlichen. England, Frankreich, Rußland sind hier mit gutem Beispiel vorangegangen. Preußen aber wäre durch ein ähnliches offenes Verfahren angefaßt seines von russischem Einfluß emancipirten Auftretens eine weit dankbarere Position vorbehalten.

Es darf übrigens als kein geringer Vortheil betrachtet werden, daß das Cabinet in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung zur Wahrung seines eigenen Interesses auf eine möglichst vorsichtige Reserve gegenüber den russischen Forderungen und Verlockungen angewiesen ist. Die Kreuzzeitungspartei hat sich durch ihre Parteinahme für die Nesselrodesche Auffassung, zu deren nachträglicher Berichtigung erst in ganz jüngster Zeit einige schwache Versuche gemacht wurden, zu sehr mit den russischen Theorien identificirt, als daß nicht ein offenes Hinübertreten der Regierung auf den von Rußland eingenommenen Boden ihren intimen Feinden den größten und gefährlichsten Vorschub leisten müßte. Und so wird auch auf diesem Gebiete vielleicht der Streit zwischen den beiden gegnerischen Parteien der unsrigen und der Sache der Civilisation in einigen bescheidenen negativen Resultaten zu Gute kommen.

Musik. — In Berlin ging die neue komische Oper von Taubert: „Foggeli“ mit glücklichem Erfolg über die Bühne. — Franz Pachner, der bekanntlich seine Stelle in München aufgegeben hat, und Kapellmeister in Hamburg geworden ist, hat seine Direction mit dem „Fidelio“ eröffnet; sein Vorgänger Barbieri hatte seine Amtsthätigkeit mit Rossini's „Belagerung von Corinth“ geschlossen. — In Reichenbach bei Zittau ist am 29. September ein schönes Musikfest gefeiert, zu Ehren des hochverdienten Kirchencomponisten J. G. Schicht († 1823 als Cantor an der Thomasschule zu Leipzig), der 1753 in Reichenbach geboren war. — In Bezug auf die Aufführung der „Stummen“ in Berlin, die zuerst von Fräulein Marie Taglioni, dann von Fräulein Arens gegeben wurde, behandelt Jul. Schäffer in der „Neuen Berliner Musikzeitung“ die Frage, ob die Stumme überwiegend eine Spiel- oder eine Tanzpartie sei (Tanz in dem von Wagner zuerst aufgestellten erweiterten Sinne genommen, wo es rhythmisch-charakteristische Bewegung nach dem Maß der Musik bedeutet), und entscheidet sich für das letztere. Wir stimmen ihm im wesentlichen bei, müssen aber hinzusetzen, daß uns eben darum der Werth dieser Pariser Erfindung sehr zweifelhaft erscheint. Im Ballet ist die conventionelle Voraussetzung, man spreche mit dem Körper, ganz in der Ordnung, in der Oper dagegen soll man mit Tönen sprechen, und die rhythmische Körperbewegung kann nur etwas Secundäres sein.

Literatur. — In Turin erscheint als Montagsnummer des liberalen Parlamento die Beilage: Bollettino di scienze, lettere, arti, industrie italiane e stra-

niere, welches sehr zweckmäßige Uebersichten über die italienische und fremde Literatur gibt. In der Nummer vom 22. August sind u. a. die Arbeiten des Prof. L. S. Blanc über italienische Literatur, namentlich der *Vocabulario dantesco*, mit gebührendem Lob besprochen.

Bilder aus den Jahren 1813, 1814, 1815. Der preussischen Jugend gewidmet von Dr. Eduard Grosse, Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Aschersleben. Aschersleben, Berger. — Sorgfältig ausgewählte und für ihren Zweck sehr anschaulich und verständig erzählte kleine Geschichten, die den Zweck haben, den patriotischen Sinn zu stärken und dabei wenigstens ein ungefähres Bild von dem allgemeinen Gange der Kriegsbegebenheiten zu geben. Jene Zeit enthält soviel große und schöne Züge, daß man sie nie genug zurückrufen kann. —

Peregrine Pickle. Humoristischer Roman von Smollett, bearbeitet für die Jugend von Moriz Gans. Pesth, Heckenast. — Das ausgelassenste Product einer ausgelassenen Literatur für die Jugend zu bearbeiten, ist eigentlich eine sonderbare Idee. Der Herausgeber hat eine Menge sehr origineller und drolliger Scenen weggeschnitten, weil sie in der That zu cynisch waren, um der „Jugend“ in die Hände gegeben zu werden, aber es ist doch genug übrig geblieben, und so hat man das peinigende Gefühl, daß dem Dichter Gewalt angethan und der Zweck doch nicht erreicht wird. Aber auch so bleibt in dem Buch noch immer sehr viel naturwüchsiger Humor, und wer den alten Peregrine nicht in seiner Urform kennt, oder wem diese zu lang ist, wird sich auch an diesem Auszug genug ergötzen. —

Neue Kalender. — Trewendts Volkskalender, 10. Jahrg. Breslau, Trewendt, — und: Volkskalender von K. Steffens, Berlin, Simion. — Beide sind, abgesehen von dem gewöhnlichen Kalenderapparat, mit einer Reihe von Stahlstichen verziert, die zum Theil recht hübsch sind, ferner mit belletristischen Beiträgen. Im ersten finden wir u. a. Erzählungen von W. D. von Horn, G. Nierig, Beschreibungen, ferner eine Reihe von Gedichten; darunter ein recht hübsches schlesisches von Holtei; — im zweiten Erzählungen von G. Nierig, F. Budy, F. Gerstäcker, Edm. Höfer, M. Ring und zahlreiche Notizen. —

Neue Gedichte. — Die Weihnachtszeit naht heran und mit ihr die kleinen Ausgaben in Goldschnitt und zierlichem Einband, bestimmt, die Toiletentische zu verzieren. Was könnte sich für einen solchen Zweck mehr eignen als die deutsche Lyrik? Und so sehen wir denn einem fruchtbaren lyrischen Nachwuchs entgegen. — Eine Sammlung: „Stunden am Meere.“ Von Laurian Morris. (Erfurt, Bartholomäus), zeichnet sich durch eine stille, bescheidene Gemüthlichkeit aus, die einen recht guten Eindruck macht, sowie durch eine wohlklingende Melodie; eine zweite: „Christus-Sagen, Dichtungen, gesammelt und herausgegeben von F. Brunold.“ (Erfurt, Bartholomäus), gibt uns die beliebtesten religiösen Gedichte von Spitta, L. von Plönnies, Mosen, Rückert u. s. w.; eine dritte: „Gedankenblitze von Oswald Anton (Görlich, Heintze), ist mehr individueller Natur, sie nähert sich dem Heineschen Stil, und gibt Liebesempfindungen aus verschiedenen Gelegenheiten, häufig mit einer komischen Wendung. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.